download unter www.zobodat.at

platschte und patschte, schnellte und schnappte von vielen schweren Fischleibern, da hatten wir die beißendscharfe Kälte, die schmerzenden Arme und die wunden Hände vergessen, sahen uns aus schlammverschmierten Gesichtern lachend an und freuten uns des reichen Fanges.

Heute noch vermeine ich ihn in der Daubelzille sitzen zu sehen, den drahtigzähen, immer gut aufgelegten Matthias. Ich hinter der Daubelwinde, er im Gransl mit dem Ruder in den Händen, über uns der blaue Himmel und unter uns das tiefe Wasser des Donauhafens. Wie konnte er sich freuen, wenn wir einen guten Fang machten, wie ruhig aber nahm er auch jeden Mißerfolg hin. Hatten wir etwas gefangen, so schuppten und schröpften wir am nächsten Tag Näslinge, Barben und Brachsen, steckten sie an lange Holzspieße und räucherten sie über qualmender Holzglut. Wie schmeckte dann so ein richtigwarmer, rescher Spießgebratener zu Schwarzbrot und einer Flasche Bier und zu einem langen Fischergespräch.

Unvergeßlich werden mir die Stunden bleiben, die wir irgendwo beisammensaßen, über Netze und Garne plaudernd, in Erinnerungen schwelgend, Pläne schmiedend und verwerfend, die gute, alte fischreiche Zeit lobend und klagend über der Gegenwart Verfall und Rückgang. Noch heute vermeine ich in der kleinen Küche ihm gegenüber zu sitzen, zwei Gläser Most vor uns, er Brot und Speck in kleine Würfel schneidend und nach Bauernart schön langsam essend. Der Matthias verstand es ausgezeichnet zu erzählen. Langatmig und breitausführlich, oftmals ab- und ausschweifend, etwas umständlich und bäuerlich langsam, immer aber farbigbunt, mit vielerlei treffenden Bemerkungen und lustigen Glanzlichtern.

„Woasst eh Friitz, kennst as eh die Runzn, die zum Antlergrabn einigeht, — wo die altn Felbern stegn, — dort hat da Tani, hast'n ja eh kennt, Zehnt hat a kane mehr ghabt aba gfressn hat a für drei, — oisdann da Tani, — woasst eh, vorigs Jahr is a gschtorm, — wia ma in Eisbruch gmacht habm, — mei, da is grimmi kalt gwen, s'Wasser hat netta so graukt, — na dort halt beim Anterlgrabn, achtazwanzg is gwen, wo da Tani die großn Karpfn gfangt hat, kana unta drei Kilo, — wahr is, da Oska is dabei gwen, wia ma's gwogn habm "

Ich saß und lauschte vergnügt schmunzelnd dem langatmigen Schwatz und fand an ihm mehr Gefallen als an so manchem angeblichen „Erlebnis" eines sogenannten Kunstwerkes. Und oft erstand mir aus all den breitausführlichen Erzählungen klar und deutlich Bild und Stimmung des Erzählten: das Klappern und Rasseln der Garnflossen und Bleie, die über den Zillenrand gezogen wurden, der Ruch nach Fisch und Au, nach Schlamm und Wasser, das Klatschen der Wellen und der rauhe Schrei eines Reihers, der sich auf breiten Grauschwingen aus dem Schilf erhob.

Der Matthias lebt nicht mehr. Mit ihm ist einer der letzten Vertreter eines an der Donau bereits ausgestorbenen Standes, des Berufsfischers, von uns gegangen. Was sterblich an ihm war, haben wir der Erde übergeben, der er so getreulich gedient, ihn aber wird nun in Ewigen Fischgründen das wohl zuteil werden, was er hier auf dieser Welt sosehr erhofft und ersehnt hat.

Prof. Heinz Schurig

Geheimnisse des Forellenbaches

Wenn die Natur stirbt

Länger als erwartet, haben sich heuer die farbenprächtigen Tage des Herbstes gehalten, und dennoch: unmerklich vollzog sich im ewigen Rhythmus der Ausklang der Natur. Das flammende Rot und das leuchtende Gold der Wälder und Uferbüsche wurden durch Frühfrost und erster Schnee zum Erlöschen gebracht. Welkes Laub fiel auf die Erde, und die kraftlos gewordene Sonne steht jetzt schräg am niederen Himmel.

download unter www.zobodat.at

Erlen und Eschen, Weiden und Streuwiesen, die noch vor wenigen Wochen den kleinen Wiesenbach schützend umsäumten, verloren ihr Kleid und geben nun den Blick frei auf das glasklare Wasser. Jetzt erst wird das unkundige Auge auf das Bächlein gelenkt, das in der Niederung mit seinen Schleifen Feld und Au durchzieht. Fast wehmütig mag dieses vom Sterben der Natur kündende Bild den Beschauer stimmen. Wer ahnt aber, daß Werden und Vergehen so nah beisammen sind? Während rings um das Bächlein alles Leben verstummt, geht in dem fließenden Naß geheimnisvolles, aber sehr lebhaftes Treiben vor sich.

Gleichsam als ob es sich darüber freute, vom Menschen noch unberührt geblieben zu sein, murmelt das Wiesenbächlein dahin. Seichte Stellen wechseln mit tiefen dunkelgrünen Gumpen. Da und dort schießt das Wasser in schmaler Rinne abwärts, um dann wenig später seine Wellen an Steinen und alten Wurzelstöcken zu brechen. Manchmal aber unterspült es auch in tückischer Laune das Ufer und umschmeichelt Algen, Laichkräuter und andere Wasserpflanzen, die den unzähligen Kleintieren des Baches Nahrung und Versteck bieten. Hier, in dieser ungestörten Welt, sind sie zu Hause, die rotgetupften silbrigglänzenden Forellen, die Edlen unter den Fischen.

Den ganzen Sommer über hat sie der Bach gefüttert und gemästet. An Regentagen verschlangen sie gierig Würmer, Schnecken, Käfer und anderes Kleingetier, das ihnen vor das nimmersatte Maul geschwemmt wurde. Wenn die Trübung abnahm, machten sie Jagd auf Groppen und stellten mitunter auch den eigenen Artgenossen nach. War das Wasser klar, taten sich die Rotgetupften an den krabbelnden Flohkrebschen gütlich. Abends kosteten sie genießerisch die zarten Mücken, die auf den Wellen dahergeritten kamen oder über dem Wasserspiegel tanzten und so die Forellen zu manchem kühnen Sprunge herausforderten. Wenn im Sommer die Grillen zirpten und die Heuschrecken zu Dutzenden in den Bach fielen, war die Freßlust am größten.

Mit dem Ausklingen der wärmeren Jahreszeit, während der die Rotgetupften für gewöhnlich an ihren Futter- und Standplätzen verweilten, wurden die Fische von einer seltsamen Unruhe erfaßt. Diese Unruhe steigerte sich immer mehr. Der Wandertrieb erwachte. Als dann der Spätherbst den Bäumen das letzte Laub entriß, verließen die drei- und mehrjährigen Forellen ihren Sommerstandort und begannen bachaufwärts zu wandern. Der geheimnisvolle unwiderstehliche Drang zum Wandern kannte kein Hindernis. Ob Schwellen, ob Wasserläufe bis zu drei, ja vier Metern oder ganz seichte Stellen, die silbrigglänzenden Wasserbewohner meisterten alles, was ihnen die Natur in den Weg stellte. So kamen sie also herauf — viele von weit her — in den Oberlauf des Bächleins, um ihn an geeigneten sicheren Stellen neues Leben anzuvertrauen.

Am Laichplatz

Ein zarter Nebelstreifen liegt über dem Bächlein. An den Zweigen der Ufersträucher glitzern die Spinnennetze. Das Wasser ist kalt und klar wie Kristall. Aus dem Schatten des Uferrandes löst sich plötzlich ein lebendes Wesen und gleitet vorsichtig in die Mitte des flachgründigen kiesigen Bachbettes. Frei und unbeschwert steht es jetzt da; das Forellenweibchen in seinem farbenprächtigen Hochzeitskleid. Der edel geformte Körper bewegt sich kaum. Ab und zu blinken die fast golden gewordenen hellen Seiten mit den leuchtendroten Tupfen herauf.

Nun legt sich das Weibchen auf die Seite und schlägt mit seinem Schwanz das Wasser. Die kräftigen Schläge wirbeln Sand, Schlamm und Kiesel auf, die sogleich von der Strömung abwärts getrieben werden. Dann steht der Fisch wieder auf, legt sich nochmals zur Seite und wiederholt diese Tätigkeit solange, bis endlich eine große blankgescheuerte Fläche mit einer kleinen Vertiefung in der Mitte zustande kommt. Das ist die Laichgrube.

Ein zweites Mal bewegt sich etwas vom schützenden Uferrand gegen die Bachmitte zu. Diesmal ist es eine etwas größere Forelle, deren derbere Gestalt und dunklere Färbung das Männchen erkennen lassen. Kritisch besieht es die Grube und scheint mit der Arbeit des Weibchens zufrieden zu sein. Dann auf einmal beginnen die beiden ein seltsames Spiel. Die schillernden Körper drängen gegen-

download unter www.zobodat.at

einander, lösen und fliehen sich wieder, schießen durch das Wasser, huschen hierhin, dorthin, verstecken sich, kehren auf die Grube zurück, prallen erneut zusammen und spritzen im seichten Wasser. Voller Leben geben sie sich der Fortpflanzung hin. Jedesmal, wenn die beiden Fische über der Laichgrube haltmachen und für kurze Augenblicke beisammenstehen, werden vom Rogner Eier und vom Milchner Samenmilch ausgestoßen. Die im Widerwasser der Laichgrube herumkollernden Eier sind sogleich von einer weißen kleinen Wolke zappelnder, mikroskopisch winziger Samentierchen umgeben, von denen jedes bestrebt ist, sofort auf eines der frisch ausgestoßenen Eier zu treffen, um so die Befruchtung durchzuführen. Da nämlich das Samentierchen nach kurzer Zeit seine Bewegungskraft verliert und das Ei nach erfolgter Wasseraufnahme seine Mikropyle schließt, heißt es rasch handeln. Die befruchteten Eier sinken sodann, da sie schwerer als Wasser sind, zwischen die schützenden Kiesel des Bachgrundes.

Durch die emsige Tätigkeit der Laichfische wird die Grube immer größer. Es kommen weitere Laichforellen herbei. Namentlich während der Nacht ist es hier im Bache lebendig. Für gewöhnlich laichen die Forellen nicht paarweise. Männchen und Weibchen treffen sich wahllos auf den Laichplätzen, wobei sich die Männchen oft bekämpfen und zu vertreiben versuchen. Manchmal tummeln sich ganze Rudel von laichenden Forellen auf derselben Laichstelle, die vom Fischer „Bruch" genannt wird, herum.

Harte Lebensschule

Nach der Hochzeit sind die Forellen mager und erschöpft. Jetzt verziehen sie sich möglichst bald in tiefere Verstecke, um zu überwintern. Ein hartes Leben beginnt. Nur selten gibt es im Winter, wenn die Natur schläft, einen fetten Bissen, und der Hunger ist ein ständiger Gast. Die Kälte bedroht die Forellen mit Ausfrieren und Trockenlegung. Bei plötzlichen Föhneinbrüchen jedoch entsteht Hochwasser, das auch unter den Fischen Opfer fordert. Was zu wenig lebenstüchtig und widerstandsfähig ist, geht zugrunde. So findet in der Natur eine stete scharfe Auslese statt. Erst im Frühling, wenn die winterlichen Gefahren vorüber sind, wandern die Mutterfische wieder bachabwärts zu ihren früheren Standplätzen zurück, wobei ihnen ein sicherer Instinkt den Weg weist.

Auch der abgesetzte Laich und die gegen den Frühling zu ausschlüpfende junge Brut machen eine harte Lebensschulung durch. Die Forelleneltern sorgen sich weder um die Eier noch um die nach etwa zwölf Wochen ausschlüpfende Jungbrut. Ja, im Gegenteil: Manchmal fressen die Muttertiere sogar ihre eigene Nachkommenschaft.

Daß unter all den erwähnten Gefahren, trotz sicherer Befruchtung nur wenige Jungfische im freien Wasser einer Vernichtung entgehen, ist verständlich. Zu den naturbedingten Gefahren gesellen sich leider auch noch jene, die durch künstliche Wasserstandsschwankungen, Verschmutzungen usw. hervorgerufen werden. Diesem starken Übergewicht der Vernichtung versucht zwar die Natur durch große Fruchtbarkeit des Forellengeschlechtes entgegenzuwirken. Vom dritten Lebensjahr an produziert ein Bachforellenrogner durchschnittlich auf je 100 Gramm Lebendgewicht rund 200 Eier jährlich.

Der Mensch greift ein

Hätten die Jungfische nur mit den natürlichen Gefahren zu rechnen, wäre zwischen Vernichtung und Fruchtbarkeit das Gleichgewicht wieder hergestellt. Da jedoch, wie bereits erwähnt, durch den menschlichen Fortschritt die Lebensbedingungen der Fische arg geschmälert wurden und immer mehr in Mitleidenschaft gezogen werden, kann die Natur allein das Gleichgewicht nie wieder zustande bringen. Deshalb muß nun auch der Mensch helfend eingreifen und versuchen, die natürliche Fortpflanzung künstlich zu unterstützen, um so die Lücken in den Fischbeständen regelmäßig auszufüllen.

Alljährlich wenn zwischen Oktober und Dezember die Laichzüge der Forellen einsetzen, rücken die Fischzüchter aus, um mit ihren modernen Fanggeräten aus den Forellenbächen für die Fischzucht geeignete Muttertiere zu fangen. Dabei muß der Zeitpunkt so gewählt sein, daß die Laichfische nicht zu früh, aber auch nicht zu spät dem Wasser entnommen werden.

download unter www.zobodat.at

Für den Fang von Mutterfischen verwendet der Fischzüchter heutzutage ein Elektrofanggerät, dessen Verwendung nur ihm gestattet ist. Ein Aggregat, das entlang des Baches mitgeführt wird, erzeugt den erforderlichen Gleichstrom. Fische, die in den Stromkreis geraten, werden wie magnetisch an den Pluspol angezogen und können leicht mit einem Schöpfnetz eingeholt und in die transportablen mit Wasser angefüllten Fischbottiche gebracht werden. In diesen Behältern, in denen Sauerstoffgeräte dem gefangenen Fisch eine sichere Atmung ermöglichen, erholt sich der Fisch von seiner leichten Betäubung sofort wieder. Es ist längst nachgewiesen, daß durch diese Fangmethode die Fische keinen Schaden erleiden. Ins Bruthaus gebracht, werden die Laichfische „abgestreift". Auf einfache Art ahmt dann der Züchter den Befruchtungsvorgang nach, wie er der Natur abgelauscht wurde. Mit der künstlichen Befruchtung nimmt die Aufzucht der Jungfische in der Zuchtanstalt ihren Anfang.

Dank der nicht mehr wegzudenkenden Mithilfe des Fischzüchters wird also der Fortbestand unserer edlen Fische alljährlich gesichert. Die Natur kann selbst heute all der Gefahren nicht mehr Herr werden. Man schätzt, daß im freien Wasser nur etwa 1 % der Jungfischbrut die Gefahren ihrer Jugendzeit überstehen, während es dem Fischzüchter immerhin gelingt, durch Ausschaltung aller ungünstigen Einflüsse 35 bis 40 Prozent der Brut über die kritische Zeit zu bringen. Allein aus dieser Gegenüberstellung ist zu ersehen, welche große Bedeutung unserer einzigen Fischzuchtanstalt im Lande, nämlich jener der Vorarlberger Fischzuchtgenossenschaft, zukommt.

Dr. Heinz Steiner, Salzburg

Der Hecht im Karpfenteich

Unmittelbar am Ufer eines mittelgroßen Sees an der salzburgisch-oberösterreichischen Grenze wurde im Winter 1958/59 ein Teich in der Größe von zirka 100 m² ausgestochen und das anfallende Erdreich einem Damme gleich rings um das entstandene künstliche Gewässer aufgeschüttet. Der Teich hat eine mehr langgestreckte rechteckige Form; seine Tiefe ist gleichmäßig abfallend von 80 cm bis 30 cm bei normalem Wasserstand. Ein kleiner Wasserlauf mit 3 bis 5 Liter in der Minute durchströmt den Teich, wobei Zu- und Abfluß durch ein entsprechend engmaschiges Drahtgitter gesperrt sind. Die Temperatur des Wassers im Teiche stieg im Sommer 1959 auf 25 Grad und ein wenig darüber.

Um die Wende der Monate April/Mai 1959 wurden folgende Fische in diesem Teiche eingesetzt: drei Zuchtkarpfen im Gewicht von 1.90, 2.50 und 2.80 kg; davon waren zwei Milchner und einer ein Rogner (der größte); ferner 15 zweisömmerige Setzlinge und zirka 70 einsömmerige Setzlinge. Außerdem kamen im Laufe des Sommers einige Jungschleien und Rotaugen hinzu.

Im Juni wurde zum größten Erstaunen ein Junghecht entdeckt; seine Länge betrug ungefähr 10 Zentimeter. Trotz mancher Bemühungen gelang es nicht, diesen unerwünschten Gast aus dem Gewässer zu entfernen. Mit Rücksicht auf den Versuchscharakter aller dieser Arbeiten und Maßnahmen wurden die Bemühungen, den kleinen Räuber zu fangen, eingestellt. Über den Sommer hin wurde gut gefüttert, das Futter wurde gerne genommen.

Im Spätherbst 1959 (November) mußte abgefischt bezw. der Bestand untersucht werden. Der durch die Trockenheit verursachte außerordentlich niedrige Wasserstand hätte außerdem bei zu starker Eisbildung den Fischen gefährlich werden können; dieser abnormale Wasserstand erleichterte auch das Abfischen, da der Teich nicht abgelassen werden kann. Dieser Ausfang brachte einige Überraschungen. Schon einige Zeit vorher waren keine Fische zu sehen gewesen, so oft auch Beobach-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Österreichs Fischerei

Jahr/Year: 1960

Band/Volume: 13

Autor(en)/Author(s): Schurig Heinz

Artikel/Article: Geheimnisse des Forellenbaches 143-146